

Gedicht von A. Neffemann.

Was grüßt du, mein Freund, und was trägt dich zu mir nach? O große nicht schweigend, sag, was ich verbrach.

Schneeflocken.

(Plauderei von Paul Pasig.)

Schneeflocken! Schneeflocken! — Rotbäckige Buben und Mädchen, 5 an Zahl, die sich wie Orgelpfeifen neben einander hätten aufstellen können.

Mit einem Aufblick, der eher Sorge als Freude verrät, vernimmt die Mutter die Kunde und läßt sich in ihrer Arbeit nicht weiter stören.

„Wird auch Zeit, daß's Geschäft etwas auflebe“, erwiderte dieser. Der rosige, milde, schneearme Winter hat Vieles verborben.

Um die Ecke am Feldwege biegt ein ärmlicher Krankenfahrstuhl, von einem halberwachsenen Mädchen gefahren. Eine bleiche Frau in bürgerlicher Kleidung sitzt drin, und ihr einsames Lächeln ist es, das ärztliche Anordnungen gemäß, die leidende Mutter Tag für Tag, so lange es die Witterung irgend gestattet, hinausfährt.

Endlich sind drei Schritten zur Stelle, und hinaus geht's mit Hurra, um die allerneueste Bahn zu probieren. Aber, o weh, es ist erst eine gar dünne, wässrige Schicht, die den Erdboden bedeckt, und jeder tritt läßt schwarze Spuren zurück.

„Wenn's nur noch den ganzen Tag und die Nacht darauf so fortsonnt“, bemerkt Paul und breitet seine Arme gegen die immer dichter fallenden Schneeflocken aus, „dann bauen wir morgen einen Schneemann.“

„Recht zum melancholisch werden!“ seufzt Rentner Petermann, am Fenster sitzend und sich dichter in den warmen Schlafrock hüllend, indem er das Zeitungsblatt sinken läßt und topfschüttelnd in die wirbelnden Flocken hinausguckt.

„Die schönen Tage von Kranzuz sind nun vorüber!“ beginnt er, indem er Petermanns Antlitz lächlig einleitet. Ein unerkennliches Anurken ist die Antwort. Und woher geht's, bis das Werk vollbracht ist, während dessen der Rentner regungslos wie eine Bildsäule verbarrt.

„Soll das Werk den Meister loben, dann betrachten Sie sich küllig im Spiegel!“ fährt der Barbierkünstler fort und hält mit vollendeter Grazie dem Rentner einen Taschenspiegel vor. „Au, au!“ ruft dieser im Vorbeugen aus und schnell, wie von der Natter gestochen, zurück, unwillkürlich mit der Rechten nach den Beinen fahrend.

„Das versch...“ Aipberlein!“ Dhnefotz bemächtigt sich dienstfertig, noch ein paar wärmende Decken herbeizuholen und die Beine des Patienten zu umhüllen. „Bebaure unendlich, Herr Petermann,“ meint er mittheilungsvoll, „und wünschte auch Besserung.“

„Im Uebrigen: der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann geh'n!“ Und hinaus ist er mit einer großartigen Verbeugung, den Rentner mit einem trübem Gebanten sich selbst überlassend. Ja, dazu hatte dieser auch allen Grund. Denn während der lauen Frühling- und sonnigen Sommertage ging's ja noch ganz erträglich, und die Morgen- und Nach-

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

3. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 4. Dez. 1903. (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 14.

mittagspaziergänge bekamen dem Geplagten vorzüglich und vertrieben ihm zugleich die Langweile, die oft tödlich auf ihm lastet. Aber damit ist's nun vorbei, und er ist in's Haus gebannt und mußte zusehen, wie die heftigen Wichtschmerzen sich immer häufiger einstellten und immer unerträglich wurden!

Und draußen rieseln unaufhörlich die Flocken durcheinander. Mit einem verdrießlichen „Miserable Welt das!“ vertieft sich der Bemitleidenswerthe auf's Neue in sein Zeitungsbblatt, im Innern den ersten Schnee und die ganze winterliche Jahreszeit in den tiefsten Höllengrund verwünschend.

„Prächtiges Wetter!“ meint schmurgelnd Samuel Zeit, Inhaber eines Pelzwaarengeschäfts in der Robert-Str. No. 2, zu seinem Ladennachbar, dem Wollwaarenhändler Andreas Fröhlich, der eben im Begriffe ist, die zur Schau aushängenden während den kalten Tagen in Sicherheit zu bringen.

„Wird auch Zeit, daß's Geschäft etwas auflebe“, erwiderte dieser. Der rosige, milde, schneearme Winter hat Vieles verborben. „So viel Schneeflocken, so viel Dolarstücke“, ergänzte Samuel Zeit, „meinewegen möchte es das ganze Jahr hindurch schneien.“

„Stimmt“, meint der Nachbar, „aber nur für uns Beide!“

Um die Ecke am Feldwege biegt ein ärmlicher Krankenfahrstuhl, von einem halberwachsenen Mädchen gefahren. Eine bleiche Frau in bürgerlicher Kleidung sitzt drin, und ihr einsames Lächeln ist es, das ärztliche Anordnungen gemäß, die leidende Mutter Tag für Tag, so lange es die Witterung irgend gestattet, hinausfährt.

Endlich sind drei Schritten zur Stelle, und hinaus geht's mit Hurra, um die allerneueste Bahn zu probieren. Aber, o weh, es ist erst eine gar dünne, wässrige Schicht, die den Erdboden bedeckt, und jeder tritt läßt schwarze Spuren zurück. Unterdessen kommt Mar, der Dreizehnjährige, herbeigesprungen und hält triumphierend seine Halbsar in die Höhe. Schwüpp! füllt er etwas Rasches im Raden. Erschreckt wendet er sich um und sieht eben noch, wie Willa, der nettsche Bengel, um die Ecke verschwindet.

„Wenn's nur noch den ganzen Tag und die Nacht darauf so fortsonnt“, bemerkt Paul und breitet seine Arme gegen die immer dichter fallenden Schneeflocken aus, „dann bauen wir morgen einen Schneemann.“

„Recht zum melancholisch werden!“ seufzt Rentner Petermann, am Fenster sitzend und sich dichter in den warmen Schlafrock hüllend, indem er das Zeitungsblatt sinken läßt und topfschüttelnd in die wirbelnden Flocken hinausguckt.

„Die schönen Tage von Kranzuz sind nun vorüber!“ beginnt er, indem er Petermanns Antlitz lächlig einleitet. Ein unerkennliches Anurken ist die Antwort. Und woher geht's, bis das Werk vollbracht ist, während dessen der Rentner regungslos wie eine Bildsäule verbarrt.

„Soll das Werk den Meister loben, dann betrachten Sie sich küllig im Spiegel!“ fährt der Barbierkünstler fort und hält mit vollendeter Grazie dem Rentner einen Taschenspiegel vor. „Au, au!“ ruft dieser im Vorbeugen aus und schnell, wie von der Natter gestochen, zurück, unwillkürlich mit der Rechten nach den Beinen fahrend.

„Das versch...“ Aipberlein!“ Dhnefotz bemächtigt sich dienstfertig, noch ein paar wärmende Decken herbeizuholen und die Beine des Patienten zu umhüllen. „Bebaure unendlich, Herr Petermann,“ meint er mittheilungsvoll, „und wünschte auch Besserung.“

„Im Uebrigen: der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann geh'n!“ Und hinaus ist er mit einer großartigen Verbeugung, den Rentner mit einem trübem Gebanten sich selbst überlassend. Ja, dazu hatte dieser auch allen Grund. Denn während der lauen Frühling- und sonnigen Sommertage ging's ja noch ganz erträglich, und die Morgen- und Nach-

ter fallen die schweren, wolligen Flocken zur Erde, oder wirbeln in nettschem Spiele durcheinander. Mit großen Augen beobachtet Fredi das seltsame Treiben, und wenn einmal ein bestiger Windstoß eine weiße Schneewolke gegen die Fensterscheiben peitscht, dann schlägt er vergnügt die beiden, rosigen Händchen ineinander. „Mama, Mama, was ist das?“ ruft er dabei jubelnd aus. Und die Mama erzählt ihrem Liebling von der guten Frau Holle, die den fleißigen Spinnerrinnen so hold ist —

„Schneeflocken wiebeln um und um, Frau Dolle fährt im Dorf herum — Schurre, Mädchen, schurre!“

„Vemert! sie so noch einen Schein, Frau Dolle hält und schaut hinein, Die munter dreh'n belohnt sie fein — Schurre Mädchen, schurre!“

Und dann erzählte sie, wie Frau Holle alljährlich um diese Zeit die Bettchen tüchtig ausschüttelt, daß die Federn nur so umher fliegen —

Da tritt der Vater in's dämmernde Gemach und schüttelt die Flocken vom Mantel, sich an dem stillen Glück seiner Lieben erfreuend. Des Einen Leid des Anderen Freund! denkt er dabei. . . Zu welchen gehört Du, freundlicher Leser?

„Zu engen Gemach ist's traulich und nett, Die Nacht ist still und verkwiegen, Frau Dolle küßelt ihr Federbett, Die Flocken wiebeln und fliegen.“

Die süßen Busslerin.

Humoreske von H. H o r i n a.

Im Extrastübchen beim „Schwarzen Adler“ ging's heute hoch her. Der Bädermeister Alois Muhl, der reichsten einer von Fischershausen, feierte nach althergebrachter Sitte seinen Namensstag und der gute „Kölscher“ floß in Strömen. Als willkommenen „Zu-beiß“ hatte die wadere Wirtin zu Ehren des gefeierten Köls ein kleine Weinbäckerei — unter dem Namen „Busslerin“ betannt — gebaden, welche sich großen Zuspruchs erfreute, um so mehr als es der lustigen Tafelrunde ein besonderes Glanzstück machte, der Kellnerin, der blaubäueren Kellnerin, immer wieder zurufen zu können: „Kellnerin, geben S' mir 'schwind nochmal ein paar Busslerin!“

Das schmucke Ding eröthete dabei immer so juglig und schlug die lieben, braunen Guckäuglein so sitzig-ver-schäm't nieder, als ob die übermüthigen Feder ein wahrhaftiges, frisches, und kein gebadene Busslerin von ihr verlang hätten, das machte ihnen natürlich Keinspaß, und so ertönte immer und immer wieder der Ruf nach einem süßen Busslerin und dabei wußten die würdigen Herren — lauter ehrbare Ehemänner — selbst nicht recht ob ihnen der Mund mehr nach einem gebadene Busslerin oder nach einem von den blühenden Lippen des schelmisch lächelnden Mädchens wässerte.

Wohl spitzte da und dort einer die bärtigen Lippen, aber zu einem Attentat hatte keiner den rechten Muth; in einem so kleinen Stübchen wie Fischershausen wäre das aber auch sehr gewagt gewesen, denn es war zehn gegen eins zu werten, daß die theure Gattin schon am nächsten Morgen diesen Seitensprung von breit ausgebreiteten Waden der Jugend erfahren haben würde und dann wehe, dreimal wehe!

Einer der lautesten und übermüthigsten war Muhl, das Namenstags selbst. Unermüthlich forderte er seine Freunde zum Trinken auf, ging ihnen mit gutem Beispiel voran und rief am öftesten: „Kellnerin, noch ein süßes Busslerin!“

Das ging so fort, bis der Wirth endlich tiefstimmerten Gesichtes die Sperren auslindigen mußte, und die süßen Wäste nach einem nochmaligen Hoch auf den Bädermeister den Heimweg antraten.

Als Herr Muhl auf die Gasse trat, mußte er die unangenehme Wahrnehmung machen, daß sich ihm gerade heute an seinem Namensstage alle Häuser, Valerenpfähle und Barrierenstöße in den Weg stellten, und so gelangte er erst nach vielen Kreuz- und Querfahrten in seine Behausung. Halb angeleitet, warf er sich mit der ganzen Wucht seiner hundertundfünfzig Kilo auf sein Bett, und von dem dadurch verursachten Getöse erwachte seine Frau, welche bis dahin so friedlich von den großen Sorgen und den kleinen Seummeln des Muhl'schen Geschäftes geträumt hatte.

„Bist Du's, Loisi?“ fragte sie. — Keine Antwort. Muhl lag da wie ein Erstickener und rührte sich nicht; nur sein schnaufender Athem, der die Zimmerluft mit schwerem Weinrauch schwängerte, verriet, daß noch Leben in ihm sei. Unmuthig wollte sich die Frau Bädermeisterin schon die Decke weit über die Ohren ziehen, da richtete sich ihr Mann ein wenig auf und lallte:

„Kellnerin, noch ein süßes Busslerin!“

„Was sagst?“

„Noch — ein — süßes Busslerin!“

Dann sank er wieder in die Kissen zurück, indem ihn Frau Muhl entsetzt anstarrte. Wirre Gedanken schossen ihr durch den Kopf; aber nach und nach sah sie immer klarer. „Kellnerin“, so hieß ja das hübsche Kellnermädchen im „Schwarzen Adler“, wo, wie sie wußte, ihr Mann heute Abend war, und da mußte es ja sehr nett hergegangen sein, wenn ihr Gatte jetzt noch im Traume ein Busslerin verlangte. Im Herzen der rüchlichen Bädermeisterin begann sich der Eifersuchtssteufel — nein — die gedachte Entrüstung über eine solche Schamlosigkeit, zu regen. Diese Erregung verwandelte sich aber in helle Empörung, als sie beim Scheine der rasch angezündeten Kerze bemerkte, daß ihr Bettel mit verlangend zugespitzten Lippen dalag und nun — o Schreck! — abermals recht jätlich flöte:

„Kellnerin, noch — noch ein süßes Busslerin!“

Da war es mit der Selbstbeherrschung der guten Frau Muhl vorbei; sie holte aus und gleich darauf klopfte es im Zimmer, als ob Jemand eine Ohrfeige bekommen hätte. Der wadere Bädermeister duselte jedoch weiter und lachte nur: „Aber Kellnerin!“

„Kellnerin, noch ein süßes Busslerin!“ rief Frau Muhl erobst. „Ja — ich, Deine Dir vor Gott und den Menschen angetraute Frau —“

„Ein süßes Busslerin!“ stöhnte Muhl dazwischen und entfaltete damit die Wuth seiner Gattin zur hellen Raserei.

„Wart nur!“ schrie sie, „ich werd' Dir geben, vor meinen eigenen Ohren nichts als süße Busslerin von diesem schlechtesten Weisbiß zu verlangen!“

Und klatsch! klatsch! schaute ihre derbe Rechte auf die eberhellenden Wangen nieder, Muhl wehrte sich nicht; in seinem Duse! verpörrte er kaum etwas von diesen verpörrten und tremble Namenstagsgeschenken und drehte sich nur brummend auf die andere Seite.

Die Geister des Weines rumorten aber in ihm weiter und ließen ihn, und damit auch seine Frau, nicht zur Ruhe kommen. Schon nach wenigen Minuten lachte er wieder lustig auf und meberte sein:

„Kellnerin, noch ein süßes Busslerin!“ worauf er prompt zwei schallende Backpfeifen erhielt. Das ging so bis in den dämmernden Morgen fort, und als die Ehegatten nach endlich gefundenem turem Schlummer erwachten, da besahen die liebe Sonne zwei jammervoll aussehende Gesichter: Frau Muhl hatte dickeverweinte Augen, Herr Muhl hingegen zwei angeschwollene Waden.

„Ja, was hast Du denn, Anna?“ stammte er.

„Was ich hab'!“ stöhnte sie, „einen nichtswürdigen, niederträchtigen, treulosen Mann hab' ich!“

„Waaas... mir scheint, Du träumst noch!“

„D nein! Du — Du Schuft! Glaubst ich weis nicht, daß Du gestern Abend die Kellnerin vom „Schwarzen Adler“ abgusselt hast? . . . D, Du erbärmlicher Kerl, Du hast Dich heut' Nacht im Schlaf selbst verrathen!“

Muhl schlugte. Sollte er gestern Abend die Kellnerin in seinem Duse! wirklich geküßt haben? . . . Lust, große Lust hatte er dazu gehabt, das wußte er ganz genau; ob er sie aber wirklich abgusselt, das konnte er sich bei seinen unklaren Vorstellungen von den Ereignissen bei dem fabeln Namensstags weder zu bejahen noch zu verneinen getrauen. Er schwieg darum, und Frau Muhl sagte dieses als vollgiltigen Beweis seiner Schuld auf und — schwieg ebenfalls!

Wenn aber sonst zungenfertige Frauen einmal zu schweigen anfangen so nimmt sich dieses Verhalten doppelt unbillig aus, und auch dem guten, dicken Muhl wurde darob ordentlich bang zu Muth.

Die Bädermeisterin tüftelte sich indeß zu ihrem alljährlichen Morgenausgang, um die Einkäufe für den Mittagstisch zu besorgen. Den umfangreichen Marktlohn an sich nehmend, wandte sie sich zum Gehen, drehte sich „hoch bei der Thüre noch einmal um, und jetzt, jetzt wußte Muhl, plagte die Bombe, und sie plagte auch!

„Alois,“ sagte sie und maß ihn von Kopf bis zu den Füßen mit verachtungsvollem Blick, „Alois, für Dich schick ich heut nichts; Du kannst zum „Schwarzen Adler“ essen gehn!“

und darum wandte er seine Schritte dem „Schwarzen Adler“ zu. „Kellnerin,“ fragte er mit unsicherer Stimme die hübsche Kellnerin, von der er sich ein Glas Bier bringen ließ, „Kellnerin, sagen S' mir amal ganz aufrichtig, hab' ich gestern Abend 'von Ihnen ein — ein Busslerin' kriegt?“

„D je, Herr Muhl — net nur ein — wenigstens zwanzig hab'n S' bekommen!“

„Wirklich?“ fuhr erbleichend der Bädermeister auf.

„Freilich! Sie haben Ihnen ja gar so gut 'geschmeckt!“ lächelte die Kellnerin und setzte dann hinzu: „Sie sollten Ihnen das Rezept von den Busslerin von der Frau Wirtin geben lassen, damit Ihnen Ihre Frau auch welche baden kann!“

„Rezept? . . . baden? . . . Jessas, ja, die „Busslerin“, das war ja die gute Weinbäckerei!“ rief Muhl, der sich erst jetzt dieser Episode des geistigen Abends wieder erinnerte. „Ja, ja, da muß mir die Wirtin das Rezept dazu geben und — und nicht wahr, Kellnerin, Sie tragen's dann gleich zu meiner Frau!“

Damit drückte er der nicht wenig überraschten Kellnerin einen Silbergulden in die Hand und trank nun mit viel größerer Gemüthsruhe sein Bier aus.

Inzwischen band sich die Kellnerin eine feine Schürze um und eilte dann mit dem hergitzwillig von der Wirtin zur Verfügung gestellten „Busslerin-Rezept“ zu der Frau Bädermeisterin.

„Küß' d' Hand, Frau Muhl!“ sagte sie und knirzte. „Die Frau Wirtin schickt Ihnen da das Busslerin-Rezept von geltem Abend.“

„Busslerin-Rezept?“ rief die im Stillen noch immer wüthende Bädermeisterin, „wollen S' mich vielleicht auch noch frozeln, Sie . . . Sie . . . Ich's Ihnen denn nicht genug, daß Sie meinen bisher so braven Mann verleitet haben, mir untreu zu werden?“

„Ja, von was reden S' denn, Frau Muhl?“

„Von was ich red' — von den Busslerin natürlich, die S' gestern meinem Mann gegeben haben, Sie schamloses Ding übereinander!“

„Aber, Frau Muhl, ich werd' doch dem blöden Menschen, ah pardon, den Herrn Gemahl, die Busslerin, nämlich ta wirklichs, geben; das waren ja nur lauter 'badene Busslerin, und 's Rezept dazu hab' ich Ihnen jetzt gebracht!“

„Wie was — gebadene Busslerin? Also hat mein Alois nicht —“

„Aber gar ta Spur, Frau Muhl!“

„Und ich hab' glaubt . . . Nein, so was! Der arme Loisi! Ganz ver-schwoollen war er heut früh . . . Nein, wie man manchmal dumm sein kann! — Na also, Kellnerin, da hab' n' S' — und damit stiedte die so plözlich wieder ver-schönte Bädermeisterin dem Mädchen auch einen Silbergulden zu, „aber niemand mir sagen, und bei der Frau Wirtin laß' ich mich für's Rezept 'schönstens bedanken!“

Hochaufhorchend vernahm ein paar Minuten später Herr Muhl von der hübschen Kellnerin, welche günstigster Wind wieder in seinem Hause wehte, und als sie mit ihrem Bericht zu Ende war, da konnte er sich in seiner Herzensfreude nicht länger beherrschen; er sprang auf, packte das schöne Kind beim Kopf und — küßte es! Ehe einer noch bis drei zählen konnte, war er auch schon bei der Thüre draußen, und nun nahm er zu Hause angekommen auch seine ihm freudig entgegen-eilende Anna beim Kopf und busselte sie ab.

Zu Mittag gab's aber heute noch eine kleine Namensstags- Nachfeier: Frau Muhl hatte auch „Busslerin“ gebaden und so oft sie ihrem Mann eines hinreichte, gab er ihr dafür zwei „allende Küsse und schwor ihr zu, daß er „dieser Kellnerin“ gestern Abend kein einziges Busslerin gegeben habe; von dem heute vormittägigen schwi-g er aber wohlweislich!

Trohdem schien er sehr zufrieden zu sein, und es herrschte deshalb unter den Jagdtheilnehmern eine fröhliche Stimmung. Blöthlich sagte Napoleon: „Ich habe doch mindestens 100 Thiere zu Boden gestreut.“ Allgemeine Bestürzung! Kingsum ward's still. Jerome aber und Murat liefen rasch zu dem Buchführer und riefen ihm zu: „Der Kaiser muß mindestens seine hundert Stück haben!“ Und nun wurde in überaus kunstvoller Weise eine große Venderung vorgenommen: aus den 200 Thieren des Königs von Westfalen wurden 20 gemacht, Murats 150 verwandelten sich in 15 und Napoleon hatte plötzlich 215 Stück Wild erlegt. Den Kaiser machte das sehr stolz, und er hielt sich für einen der größten Jäger des Landes. Schon am nächsten Tage hatte er Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der Kunst des Schießens von neuem zu zeigen. Er befand sich im Garten von Saint-Cloud. Ein zahmes indisches Schweinchen kreuzte fortwährend seinen Weg und beschmupperte jeden Blumenstengel. Das ärgerte den Sieger von Austerlitz. „Koustan, bringen Sie mir mal meine Flinte her!“ rief er. Koustan brachte die Flinte. Das Schweinchen war vom Kaiser kaum 20 Schritte entfernt. Napoleon zielte und drückte ab — das Schwein hob langsam den Kopf und sah den Kaiser verwundert an. Napoleon schoß wieder — das selbe Resultat. Jetzt kam das Schwein ein bisschen näher, um sich die Absichten des kleinen großen Mannes genauer zu informieren. Zwölfmal schoß der Kaiser, ohne daß dem Bestien die auch nur ein Haar getrümmt wurde. Nun wurde dem Schwein aber die Sache zu dumm: „Ich will ihm schon den Gefallen thun und mich treffen lassen“, modte es denken, „sonst knallt er hier bis in die tiefe Nacht hinein.“ Und richtig, beim dreizehnten Schuß geschah das Unglück: das Opherdier hand dem Kaiser Aug' in Auge gegenüber und schien eine Art ironischer Verbeugung zu machen; Napoleon knallte los, und das Schwein wälzte sich in seinem Blute. Koustan hob die kaiserliche Jagdbeute eilig auf und schlepte sie wie eine Siegestrophäe herbei. „Wie viele Male getroffen, Koustan?“ fragte der Kaiser. — Einmal, Majestät. — „Was einmal? Ich habe jedesmal getroffen!“ — „Majestät können selbst sehen . . .“ — „Wahrhaftig, nur eine Kugel ist Ihnen geblieben! So ein Thier muß doch ein hartes Fell haben!“

Genau befragt.

Professor Hübler sitzt wie gewöhnlich in seinem Stamm-Cafe und schlürft feinen Mokka, als sein Colleague Wuhler als zufälliger Gast das gleiche Lokal betritt, und als er Hübler erblickt, sich allsoogleich zu ihm stellt. „Gi“, sagte dieser, „das ist aber ein Ereigniß, lieber Herr Colleague, daß Sie sich auch einmal an diesem Orte sehen lassen.“

„Ja“, giebt Wuhler zur Antwort, „ich liebe das Cafe nicht; mein Mittagsstübchen in meinen vier Pfählen ist mir zehnmal lieber. Aber heute hat mich meine Frau hinausgedrückt.“

„Ich würde auch nicht in das Cafe gehen“, fällt Hübler ein, „denn das starke Gebräu bekommt mir nicht einmal fonderlich. Aber Sie müssen wissen, ich habe daheim einen Papagei und der bringt ich dann regelmäßig den Zuder mit. Er ist schon so daran gewöhnt, daß ich ihm zu Liebe das kleine Oesper bringen muß.“

„Aber besser Colleague“, erwidert überlegen Professor Wuhler, „das können Sie doch bequemer haben. Da gehen Sie einfach in ein Geschäft und kaufen ein Pfund Zuder für Ihren Papagei.“

„Beim Zeus“, antwortete Professor Hübler, „Sie haben recht. Wie man nur manchmal auf das Nächstliegende nicht verfallt. Das reine Ei des Columbus. Noch heute werde ich Ihren trefflichen Rath befolgen.“

Und als dann der entzündete Professor heimgeht, tritt er in einen Laden und erhebt ein Pfund — Kaffee für seinen Papagei.

Einspruch für die Hausfrau.

Ein fröhlich Weib, das schweigen kann, ist eine Gabe Gottes.

Zeige, so viel Du kannst, eine immer gleich heitere Stirn.

Sprich wie Du denkst, aber nicht Alles, was Du weißt.

Glaube nur, Du hast viel gethan, Wenn Du Geduld gewöhnst Dir an.

Durch weise Weiber wird das Haus gebaut; Die Närrin zerbricht es leicht mit ihrem Thun.

Durch Arbeit gewinnt der Mann das Leben; Durch weise Sparsamkeit sammelt das Weib Schätze.

Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht bloß für sein Geschick, sondern er läßt wirklich eine Lustgenüß.

Meist ist man schwächer, wenn man sich auf einen Andern stützt, als wenn man sich auf sich selbst verläßt.

Thue das Gute still vor Dich hin und forge Dich nicht was daraus werden will.

Seine Auffassung. Vetter: „Morib, kannst Du mir sagen, warum Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden?“ Schiller (Sohn eines Hausbesizers): „Weil sie keine Miethe bezahlten.“